Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 4

Artikel: Die drei Luftballons
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572283

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die drei Luftballons.

Ein Verkäufer verlor rasch hintereinander durch den scharfen Schnitt einer spitzbübischen Scheere drei Luftballons. Die Räuber bemächtigten sich des einen derselben; aber anstatt ihn wenigstens schweben zu lassen und ihn nur am Faden vor allzukühnen Flügen zurückzuhalten, zogen sie ihn zwischen ihre schmutzigen Finger herunter, kneteten ihn eine zeitlang, daß er ächzte und sich vergebens wieder loszumachen suchte. Endlich rief einer: „Nun gebt Achtung!" zog eine Stecknadel hervor und bohrte sie in die feine Haut. Mit einem lauten Krach borst diese; laut aufschreiend hauchte der Ballon seinen Geist aus. Sein Leben war in blühender Jugend geknickt, und elend zusammengeschrumpft fiel er zu Boden. Die Uebelthäter aber flohen lachend von dannen.

Den beiden Schicksalsgefährten des Ballons schien es dagegen beträchtlich besser zu gehen. Beide erhoben sich ohne Zaudern in die blaue Luft, glücklich darüber, daß der lästige, hemmende Faden zerrissen war. Ihr Inneres schwellte die Hoffnung, weit, weit zu kommen.

Der eine blähte sich im Sonnenlicht und ließ die schöne rote Farbe selbstgefällig funkeln. Bin ich nicht so herrlich wie ein Rubin? sprach er mit innigem Behagen. Mein Namensvetter, das Ungetüm, muß den Leuten Sand in die Augen streuen, wenn er in lichte Sphären hinaufstrebt, muß alles Mögliche, das seiner Person Gewicht verleiht, preisgeben für seine ehrgeizigen Gelüste. Und schließlich sinkt er doch wieder auf die Erde zurück, und gar manchmal an einem Ort, wo es ihm nicht behagt.

Ich kann schweben, wohin ich will, kann weit über alle Dächer und Mauern in die Ferne spähen und brauche mich durch niemand mehr am Gängelbande führen, durch keine Rücksichten mehr leiten zu lassen. Nein, nicht mehr zurück in das alltägliche Getriebe da unten; aufwärts zur Sonne, zur Sonne!

Da kam ein leichter Windstoß und trieb ihn unwillkürlich gegen die Glockenfenster eines Kirchturmes. „Türmchen, ich fliege noch höher als deine Spitze!" rief er prahlerisch, und wirklich, es gelang ihm. Er blickte bald in erhabener Majestät auf die Kreuzblume hernieder. Inzwischen sammelten sich nach und nach Wolken am Himmel und nach einigen Stunden fing es an zu regnen, ja es goß in Strömen. Der Sturmwind warf den Ballon dahin, dorthin: er war seines Willens nicht mehr Herr. Die schwere Zeit grub unverwischbare Falten auf seine Stirn, die strotzende Kraft wich zusehends aus seinem Leib; auch sein Geist, nicht mehr widerstandsfähig, erschlaffte allgemach: und wo legte er sich zum Todesschlaf? Im Graben einer Landstraße; nur die Unken quakten ihm dort ein trübseliges Leichenlied.

Der dritte Ballon war ebenfalls fröhlich und wohlgemut aufgefahren, freilich legten sich bald äußere Hindernisse in seinen Weg: er blieb an einem Telegraphendraht hängen. Und nun mußte er zu seinem Verdruß sehen, wie sich die Spatzen neben ihn setzten und dann zwitschernd wieder davonflogen. Er selbst kam natürlich nicht vom Flecke und schwankte unschlüssig hin und her, was er anfangen sollte. Da pickte ein wohlthätiger Sperling den Faden durch. Er hatte nach wenigen neugierigen Blicken richtig bemerkt, daß mehr hohe Gesinnung in dem Ballon stecke, als dem oberflächlichen Beobachter von vornherein auffiel. Drum wollte er ihm helfen; aber ohne Dank schwang sich der Befreite wieder in die Luft: nicht für lange. Denn abermals klemmte sich der Faden, diesmal an einem offenen Dachfenster, ein. Der Ballon schüttelte unmutig den Kopf und wurde dunkelrot vor Zorn.

„Ach, sieh einmal, Marthchen," hörte er gleich darauf eine Frauenstimme rufen, „was habe ich da gefunden!" — Eine zierliche Hand knüpfte den Faden los und zog den Ballon hinein in das kleine Zimmer. „Ah!" rief ein krankes Mädchen aus seinem Bett, „wie schön der ist!"

„Weißt du, der hat ausreißen wollen und nun soll er dir, ohne daß er es vorher im Sinne hatte, Freude bereiten und die langen Geduldsstunden verkürzen helfen." — Wieder ward der Faden befestigt, jetzt an einen Bettpfosten. Und der Ballon fand nun reichliche Gelegenheit, sich in seinem neuen Wohnraum umzusehen. Aermlich, aber sauber war das Stübchen; ein Tisch, ein paar Stühle, eine Kommode, auf der einige Arzneiflaschen standen und über der eine Schwarzwälderuhr tickte. Dann das große und das kleine Bett, das waren so ziemlich die Hauptmöbel. Auf dem Fensterbrett waren einige Blumentöpfe aufgepflanzt, und die Nelken und Astern nickten freundlich der Patientin zu. Der Dielenfußboden war heute Morgen frisch gescheuert worden; denn der Arzt, der gerade an diesem Tage seinen Besuch abgestattet, sollte immer nur den bestmöglichen Eindruck von der Wohnung erhalten, zu der er vier steile Treppen hinaufsteigen mußte. So wollte es die gute Frau.

„Denk dir, Marthchen, der Doktor hat gesagt, in ein paar Tagen dürfest du wieder aufstehen; so lange hält der Ballon wohl noch aus und nachher findest du an anderm Spielzeug wieder Gefallen. Nicht wahr?"

„Ja, ich danke dir, liebe Mutter," ertönte die schwache Stimme des Mädchens aus dem Kissen heraus.

Der Ballon aber erschrak heftig und zuckte zusammen.

Was sollte das bedeuten? Entweder, er sollte so lange hier gefangen bleiben: Das langweilte ihn doch ziemlich. Oder, er sei weniger wert, als andere Spielsachen: Das kränkte ihn, den Empfindlichen. Oder gar, er werde bald sterben: Diesen schauerlichen Gedanken wollte er in seiner Leichtlebigkeit überhaupt nicht in sich aufkommen lassen.

Und doch war es so, wie die Frau auch wirklich vorausgesagt hatte. Nur eines gestaltete sich anders, als die Voraussetzung des Ballons gewesen war. Er gewöhnte sich nämlich allmählich an seine Umgebung, ja, er gewann sie lieb. Und insbesondere fühlte er sich glücklich, nicht nur dem kranken Mädchen, dessen Augen wohlgefällig — nach und nach freilich immer ängstlicher und teilnahmsvoller — auf ihm ruhten, eine Freude machen zu können; sondern auch, wie er meinte, schneller als zu erwarten stand, ihm zur Genesung zu helfen.

Er selbst zwar wurde alt und runzelig, schrumpfte zusammen und erblaßte! Aber als das Kind zum ersten Mal mit zart geröteten Wangen am Fenster stund und munter über die Stadt hinguckte, da legte er gerne, im tröstlichen Bewußtsein, einen guten Lebenszweck, seiner selbst vergessen, treulich erfüllt zu haben, sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe. Sax.

Das alte Kaufhaus in Zürich.

Mit Abbildung.

Zu den immer seltener werdenden Zeugen des alten Zürich, welche uns in der traulichen Sprache vergangener Jahrhunderte von dem Leben und Treiben unserer Voreltern erzählen, gehörte auch das jüngst niedergelegte Kaufhaus. Einstmals eine Zierde der Stadt und bis in unser Jahrhundert hinein das Wahrzeichen seines Getreidehandels auf See und Fluß, hatte es bis Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts dazu gedient, als Kornhaus ungezählte Mengen von Getreide aufzubewahren. Von da an diente es als Kaufhaus, zuletzt nebst anderen Zwecken als Lagerhaus für die künftigen Schätze des schweizerischen Landesmuseums, das nun auch seine bedeutendsten Bauglieder als Geschenke der Stadt Zürich künftigen Generationen aufbewahrt. Ueber die Geschichte dieses Gebäudes gibt uns S. Vögelin in seinem Buche „Das alte Zürich" folgende Notizen:

Nach Beseitigung des städtischen Kornhauses auf dem Weinplatz, ward 1616—20 auf dem freien Platze vor der Fraumünster-Kirche, zum Teil auf Gewölben über dem Wasser, neben der obern Brücke, resp. dem Schwabenbrücklein das (dritte) Kornhaus mit einem Kostenaufwande von 14,797 fl. 12 ß 2 ₰ aufgeführt. Es ist ein einfacher, aber charaktervoller steinerner Bau, dessen Wirkung durch die bis in neuere Zeit vorhandenen Wimberge und das 1668 angefügte große hölzerne Vordach wesentlich erhöht wurde. An zwei Portalen las man lateinische Inschriften; beide sind aber jetzt verschwunden, dagegen steht in dem Aufsatz über der mittleren Thüre in einem Spruchband ob den Wappenschilden Felix Peyer der Zit Baumeister 1618. Das Innere ist durch vier Doppelsäulen, welche den obern Boden tragen, der Länge nach geteilt. Bemerkenswert sind die schmiedeisernen Füllungen der Fenster- und Thürenbogen mit ausspringenden Rosen und die Thürbeschläge.

Gemäß Vertrag des Stadtrates mit der Kaufmannschaft in Zürich von J. 1835 wurde dieses Kornhaus in ein Kaufhaus verwandelt, dagegen unterhalb Stadelhofen an dem 1837—39 angelegten und 1840 an die Stadt Zürich übergebenen Hafen das vierte Kornhaus oder die sog. Kornhalle 1838—39 erbaut und der Kornmarkt darin (1840) eröffnet.

Der Prozessionswein von Canobbio.

Von **J. Hardmeyer**, Zürich.

Mit Abbildung.

Von keinem Punkte aus bietet sich ein so hübscher Ueberblick über Lugano und seine abwechslungsvolle Umgebung dar, wie vom Kirchhügel von Canobbio, der sich vom rechtsseitigen Hange in den Thalgrund des Cassarate vorschiebt. Den Mittelgrund des wundervollen Panoramas, das sich hier dem Auge erschließt, bildet der Monte San Salvatore. Wie eine gewaltige Glocke, deren schön geschwungene Linien sich im See und in den sogenannten Pian di Scairolo verlieren, steht er da, und von seiner Höhe blickt das weiße Erlöserkirchlein, von dem der Berg seinen Namen hat, nach Canobbio herüber.

Schon in frühen Zeiten muß dieses Kirchlein, das sie immer vor Augen hatten, den Leuten von Canobbio besonders wert gewesen sein, denn schon seit mehreren Jahrhunderten zogen sie, einem Gemeindegelübde zufolge, an Christi Himmelfahrt mit Kreuz und Fahne auf den Berg, um dort eine Messe zu hören, ihre Litaneien zu beten und nach Erfüllung ihrer religiösen Pflichten auf der weitschauenden Höhe einen fröhlichen Tag zu verleben. Auf dem Heimweg, wenn die Prozession die Gassen von Lugano durchzog, hielt sie regelmäßig vor dem Kloster der Väter Somascher an, betete in deren Kirche zu St. Antonio hurtig einen Rosenkranz und stellte sich dann vor der Kirche in Reih und Glied auf. Der Gemeindeammann und der Präsident von Canobbio (console e sindaco) traten ins Kloster ein, ließen sich den Kellerschlüssel geben und stiegen in den Keller hinunter, wo sie zur Erquickung ihrer selbst und ihrer Gemeindegenossen den Fässern Wein entnahmen, zwei Maß für jeden Mann und je eine Maß für Weiber und Kinder. In Lust und Freude wurde der Wein getrunken, dann begab man sich wieder auf den Weg und langte in fröhlicher, meistens angeheiterter Stimmung wieder im heimatlichen Dorfe an.

Nach einer Ueberlieferung ist dieser sonderbare Brauch, der eine ziemlich lästige und nach und nach sich immer lästiger gestaltende Servitut für die Väter Somascher bildete, in folgender Weise entstanden.

Ein altes Weiblein von Canobbio war eines Tages auf den San Salvatore gewallfahrtet. Der Tag war heiß, und als die Pilgerin auf dem Rückweg zu Lugano in der Klosterkirche zu Sant Antonio noch ein Stoßgebetlein losgelassen, bat sie den Pater Pförtner zur Erfrischung ihrer durstenden Kehle um einen kühlen Trunk. Es wurde ihr eine Schale (nach dem Landesgebrauch) Wein gereicht, der ihr so wohl muß bekommen sein, daß sie auf ihrem Sterbelager sich der Erquickung noch erinnerte und den Vätern des Klosters ein Stück Land vermachte mit der Verpflichtung, die sie darauf legte, daß das Kloster jedes Jahr an der Himmelfahrtsprozession den Leuten von Canobbio einen Trunk zu verabreichen habe.

Ueber dieses sonderbare Vermächtnis existiert kein anderes Dokument als ein Urteilsspruch des Landvogts von Lugano aus dem zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts. Dieser Landvogt war der »magnificus et generosus vir D. Gaspar Goldi« (Göldlin von Luzern?). Es scheint, daß das Kloster sich damals der lästigen Verpflichtung entledigen wollte